



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gesammelte Werke

Lebensfluten. Die Liebenden und der Narr. Märchen. Traumland

Kurz, Isolde

München, 1925-

Traumchronik

[urn:nbn:de:hbz:466:1-72413](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-72413)

Traumchronik

Der heiterste meiner Träume, der in meine zwanziger Jahre fällt, möge den Reigen der Traumchronik eröffnen.

Ich befinde mich im Traum auf meinem Zimmer in Florenz und soll eine Schrift lesen, die mir hingereicht wird und die etwas sehr Anziehendes zu enthalten scheint, also wahrscheinlich die Geschichte, die ich nachher träume. (Es ist diese Art von Einleitung, die im Traume häufig vorkommt, eine Analogie zu dem Verfahren des Dichters, wenn er aus einer künstlerischen Notwendigkeit — der Traum hat natürlich keine — die eigene Erfindung als aus einer alten Handschrift oder dergleichen stammend, einführt.) Nun kann man ja bekanntlich im Traum Geschriebenes oder Gedrucktes meistens nicht lesen. Ich mühe mich denn auch über die Massen, aber es ist, als wäre mir Atropin ins Auge geträufelt, ich sehe die Schriftzüge wohl, aber vermag sie nicht zusammenzubringen. Auf einmal bin ich mitten in der Sache drin: Schrift und Zimmer und ich selbst sind verschwunden, der Schauplatz ist eine ferne Insel mitten im Weltmeer, die in leuchtendem Smaragdgrün, flach und rund wie ein Pilz, nur wenig über die Wasseroberfläche emporragt, so wie ich mir in der Kindheit die Inseln überhaupt vorgestellt hatte. Ich bin jedoch nicht eigentlich leiblich dort, sondern nur wie durch eine geistige Spiegelung zugegen. Die ganze Insel besteht aus einer einzigen grünen Wiese mit hohen Bäumen und ist der Sitz der berühmten Liebespaare aller Zeiten und ihrer Dichter, die dort beisammen wohnen, aber alle in Vögel verwandelt. Herr oder Statthalter der Insel ist Amor. Dieser hat soeben eine Versammlung seiner Untertanen einberufen

und steht in seiner nackten Puttengestalt im hohen blühenden Grase vor einem ungehauenen Baumstamm. In der Hand hält er ein weißes Kommandostäbchen, ähnlich dem Taktstab eines Kapellmeisters: es ist ein Pfeil aus seinem über die Schulter hängenden Köcher. Mit diesem klopft er auf den Baumstamm und gebietet Stille, denn es singt und jubiliert alles durcheinander. Die Vögel verstummen, aber als ihr Gebieter sich zu einer Rede anschickt, flattert zu seiner Linken plötzlich Goethe als Zeisig von seinem Ast herab (ich kannte den Zeisig nicht von Ansehen, aber ich wußte genau, daß dieser Vogel ein Zeisig war) und gibt der tiefer unten in den Zweigen sitzenden Frau von Stein einen Kuß. Als bald sproßt unter ihnen eine schöne Blume an hohem Stengel empor. Den Gott verdrießt die Störung, er klopft nochmals nachdrücklich mit dem Stäbchen, und um den Frevler zu bestrafen, beginnt er nun seine Anrede, indem er parodistisch-altkling den Ton des alternden Goethe nachäfft, folgendermaßen:

Von stolzen Schiffen stattlicher Bemastung
Sieht dieser Hafen friedliche Entlastung,
Und nach so mancher Irrfahrt in der Welt
Ist gleich und gleich am Ende wohlgestellt.

Hier unterbrach ein schriller Klingelzug den Traum, es war der Postbote, der einen sehnlich erwarteten Brief brachte. Die Langschläferin vergaß, sich zu überzeugen, ob vielleicht ein sehr lauter Vogelgesang den Traum hervorgerufen hatte.

*

In einer der nächsten Nächte wurde ich schon wieder auf eine Insel versetzt, die diesmal stark bewaldet war und wirre, wilde Zustände hatte. Die Affen waren dort der herrschende Stand geworden und hatten den Menschen verdrängt oder ausgetilgt. Ich wurde längere Zeit von einem bösen Schimpansen verfolgt, bis ich vor Angst erwachte.

*

In meinen ersten florentinischen Winter von 1877 auf 78 fällt ein schauerlicher Traum. Die schwarzverlarvten Brüder der Misericordia, dieses Überlebsel des Mittelalters, das mich immer unheimlich an seinen Ursprung in der Pestzeit erinnerte, hatten mir in den damals noch engen und altertümlichen Straßen, wenn sie im Eilschritt mit einer Bahre vorüberzogen, einen tiefen Eindruck gemacht. So stand ich nun im Traum auf den Domstufen und sah die schwarzen Brüder in ihren langen Gugelmänteln und schwarzen Masken, den Pilgerhut im Nacken, mit schwarzer Fahne und brennenden Fackeln des Weges eilen, von allen Vorübergehenden wie üblich durch Hutabnehmen begrüßt. Sie trugen einen schwarzverhangenen Sarg nach ihrer Sammelstelle, dem Dratorio della Misericordia, das dem Campanile gegenüberliegt. Eine große Menschenmenge drängte nach, und ich folgte gleichfalls. Auf meine Frage, was da vorgehe, wird mir geantwortet: L'uffizio della vendetta. (Den italienischen Ausdruck hatte der Traum sprachlich ganz logisch erfunden; zu deutsch hieße es Racheamt, wobei Amt in kirchlichem Sinne zu nehmen.) Und ich erfuhr nun, daß in Florenz von alters her dieser Brauch herrsche: wenn einer viele Frevel begangen habe, aber zu hochgestellt oder zu reich gewesen sei, um dem weltlichen Richter zu verfallen, so werde er nach seinem Tode von den Brüdern der Misericordia nach ihrem Bethaus abgeholt; die Herausgabe des Leichnams dürfe von den Angehörigen nicht versagt werden, das sei eine uralte Sitte. Was ferner mit ihm geschehe, wisse man nicht. Die Schwarzen waren unterdessen mit dem Sarg in dem Kirchlein verschwunden, dessen hohe Stufen die Menge umlagerte. Die Pforte blieb offen, nur der niederwallende Vorhang verschloß den Eingang, und ein unterseßter schielender Pfortner stand davor. Das tückische Gesicht dieses Menschen blieb mir auch im Wachen so tief eingeprägt, daß ich meinte, es müsse durchaus in Florenz ein solches geben. Von brennender Neugier getrieben, suchte ich mich an ihm vorüber durch die Tür zu drücken, wobei

er sich stellte, als ob er mich nicht sähe, ich fühlte aber, wie er mit unsäglich lauerndem Blick nach mir schielte. Ehe ich mir's recht überlegte, stand ich innen. Da hatten sie den Sarg in der Mitte auf eine altarähnliche Erhöhung gestellt und umgingen ihn unter den schauerlichen Zeremonien eines Totengerichts. Dann sollte das Urteil an dem Leichnam vollstreckt werden. Ich entsetzte mich so, daß ich ins Freie zu entkommen strebte, aber unter der Tür trat mir der scheele Pförtner entgegen, ich hörte eine hämische Stimme mir ins Ohr sagen: Zusehen kann wer Lust hat, aber es wird dafür gesorgt, daß er nichts ausplaudert. Gleichzeitig blinkte ein Dolch vor mir auf, und ich fühlte das kalte Eisen am Halse. Mit wildem Schreck fuhr ich in die Höhe und bekam wirklich ein kaltes Eisen zu fassen — den Kommodeschlüssel, den ich am Tag unter meinem Kissen versteckt hatte.

Dieser Traum gehört zu der Gattung von Träumen, die zu der Vermutung Anlaß gegeben haben, daß überhaupt der Anfangspunkt des Traumes am Ende liege und daß seine Bewegung rückläufig sei, wobei dann beim Erwachen der Vorgang blitzschnell in die natürliche Reihenfolge gebracht werde, etwa so wie man einen umgekehrten Ärmel herauszieht. Aber können nicht die schwarzen Brüder schon in meiner Vorstellung gewesen sein, ehe mich der Schlüssel berührte? Das kalte Eisen wäre dann eben vom Traum in dem Sinne gedeutet worden, wie es der Stimmung und Lage am besten entsprach. Auffallend bliebe alsdann freilich die böse Ahnung beim ersten Anblick des Pförtners. Ich könnte mir aber auch denken, daß im Traum alles gleichzeitig wäre: Die Berührung des kalten Gegenstandes hätte ein plötzliches Traumbild mit tiefer, als Zeitverlauf erscheinender Perspektive ausgelöst; am untersten Ende stünde der Anfang, der aber vom Bewußtsein sogleich nach vorn gespiegelt würde, wodurch die Begebenheiten schon während ihres Ablaufs an die richtige Stelle kämen. Jedenfalls gehen die Uhren im Traumland ganz anders als in der dreidimensionalen Welt.

*

Um wieder auf die Gattung der Traumverse zurückzukommen, womit ich die Serie dieser Traumchronik eröffnet habe, so will ich deren gleich noch mehrere anführen, weil mir hier eine besondere Spielart des Traumes vorzuliegen scheint.

Aus den häufig wiederholten Vorstellungen meiner Mutter, daß ich viel zu lange bei der nächtlichen Lampe säße und daß ich es früher oder später mit meiner Gesundheit würde bezahlen müssen, sowie aus meiner Antwort, daß bestimmte Dinge immer nur einmal ihre Stunde hätten, mögen die nachstehenden Traumverse entstanden sein, mit denen ich eines Morgens erwachte:

Wer borgt bei der Natur,
Dem bringt es wenig Glück,
Sie leiht ihm fünfse nur
Und fordert zehn zurück.
Doch wer sein Pfund vergräbt,
Der hat des nicht Gewinn —

Auf den Rest konnte ich mich beim Erwachen nicht mehr besinnen, es schwebte mir wohl der Inhalt, aber nicht die Form vor, in die der Traum ihn gebracht hatte. So bewahrte ich die Strophe in der unvollendeten Gestalt auf. Erst viele, viele Jahre, Jahrzehnte später, als mir der Traumvers wieder einmal durch den Sinn ging, trat mir von selbst ohne jedes Besinnen der vergessene Schluß, wie er gelautet haben muß, auf die Lippen:

Wenn er den Kessel hebt,
Find't er nur Rost darin.

Ob dies nun wirklich eine späte Rückerinnerung an die Traumimprovisation war, wie ich vermute, oder eine unbewusste Neuimprovisation im wachen Zustand, vermag ich freilich nicht zu entscheiden. Es scheint mir aber, daß es ursprünglich gar nicht anders gelautet haben kann, nicht nur wegen des Reims und

der richtigen Fortsetzung des Gedankens, sondern auch wegen der Durchführung der aphoristischen Prägung, die in ihrer nackten Logik allerdings für ein Traumgedicht sehr ungewöhnlich ist, da diese meistens etwas Schweifendes, Raunendes, nur ahnungsweise zu Erfassendes an sich haben. Jedenfalls war es keine absichtliche Ergänzung der Traumverse.¹

Daß im übrigen Traumgedichte, die zwar von dem Träumer selbst für entzückend gehalten werden, aber beim Erwachen völlig albern und sinnlos zu sein pflegen, doch ab und zu wie in obigem Falle einen klaren Sinn ergeben, das wird niemand wundernehmen, der bedenkt, daß ja auch die wachen Eingebungen durchaus Einfälle sind, das heißt etwas vom Himmel Gefallenes. Der Unterschied besteht nur in der sichereren Überwachung und der Nachhilfe durch die Kunst.

Albernheiten gab es unter den mir bescherten Traumversen in Menge. Einmal träumte ich, ein uns befreundeter junger Mann trete rasch ins Zimmer und sage in bitter-ironischem Ton:

¹ Das merkwürdigste Beispiel von poetischer Eingebung im Traume stammt aus dem klassischen Altertum. Sehn Tage vor seinem Tode träumte Pindar, die Königin der Schatten beklage sich bei ihm, daß er ihr allein von allen Göttern keinen Hymnus gewidmet habe, er werde aber auch sie noch besingen, wenn er zu ihr gekommen sei. Nach seinem Tode erschien er nun seinerseits einer alten Frau in Theben, die seine Verwandte war und die seine Lieder sehr gut vorzutragen wußte. Ihr sang er einen Hymnus auf Persephone, den die Frau gleich nach dem Erwachen aufschrieb und der zu Pausanias' Zeiten noch erhalten gewesen zu sein scheint, da dieser eine Stelle daraus anführt. Wenn man nicht annehmen will, Pindar habe als Geist gedichtet oder die Frau sich mit einer eigenen Erfindung wichtig gemacht, so bleibt nur die Erklärung, daß ihr, der Pindarkundigen, ein zusammenhängendes, sinnvolles, richtig gebautes Traumgedicht beschert wurde, das von den Griechen, die gegen das Übernatürliche freilich sehr unkritisch waren, für echt pindarisch genommen werden konnte. In dieser Überlieferung haben wir zugleich einen beachtenswerten Fall, wie ein Traumbild ein fremdes beeinflussen kann, wovon auch meine Traumchronik Beispiele bietet.

Der Allerhalter
Erhält auch die;
Sieben Nachtfalter
Fand ich bei meiner Schwester Marie.

Wobei ich die Nachtfalter als Umschreibung für bedenkliche nächtliche Liebesabenteuer einer (in Wahrheit gar nicht vorhandenen) Schwester Marie empfand.

Ein andermal war ich in tiefster Seele ergriffen durch den mir eingegebenen Vers:

Es nahm die Katz' in Stille
Den Tod, den man ihr bot,
Doch war es nicht ihr Wille,
Daß man ihr bot den Tod.

Ich hatte im Traum noch gerade soviel Geschmack, nicht den poetischen, sondern den ethischen Wert dieses Bierzeilers zu bewundern, denn die Katze war eine erhabene Märtyrerin, die irgendwie den Opfertod für andere — ich weiß nicht, ob Katzen oder Menschen — starb. Meiner Mutter gab es der Gott gleichfalls bisweilen im Schlaf, und sie dichtete ebenfalls ein Traumgedicht von Katzen, dessen Inhalt die Träumerin heftig erschütterte:

Sieben, sieben falsche Katzen
Sassen in dem Sperlingsnest,
Hielten sich mit ihren Tazen
An den kleinen Eiern fest.

*

Alle bisher erzählten Träume waren auf italienischem Boden (wo ich von 1877 bis Ende 1913 wohnte) geträumt. Es dürfte bei einem Besuch in Deutschland Ende der achtziger oder Anfang der

neunziger Jahre gewesen sein, daß mir in einem mystischen Traume ein dunkler Orakelspruch zugerannt wurde:

Wirst du je auf Walbeshöh'n
Lugan durch die Zweige seh'n
Und im Tal den Hognas seh'n:
Bei dem Zeichen wird's gescheh'n.

Ich fand mich dabei auf einen waldigen Hügelkamm und in völlig deutschen Landschaftscharakter versetzt, durch das Laubgebüsch webte eine so eigene geheimnisvolle Stimmung, als lugte irgendein höheres Wesen durch die Zweige, und plötzlich erkannte ich drunten im Tale auch den verkündigten Hognas in Gestalt eines Wegweisers, der wie eine Rolandsäule aussah und feierlich den Arm bewegte. Ich empfand, daß es sich hier um eine Weltenswende handelte, und mit dem Gefühl einer ungeheuren, mehr als menschlichen Erwartung wachte ich auf.

Der ahnungsvolle Eindruck dieses Traumes ist mir lebenslang aufs durchdringendste nachgegangen, wie es wirkliche Erlebnisse kaum vermögen. Ich habe ihn öfters Freunden erzählt, aber nie trat er mir so lebendig noch einmal nahe, wie vor etlichen Jahren auf dem hochgelegenen Winfeld im Teutoburger Wald, wo von einigen der vielumstrittene Schauplatz der Varusschlacht gesucht wird. Dort trieben die Sonnenstrahlen durch das Grün der hohen Buchen ein so geheimnisvolles Spiel, daß ich zu dem mich begleitenden Freunde sagen mußte: Hier könnte Lugan durch die Zweige sehen. Als ich dann ein paar Tage später in Bremen zum erstenmal vor dem Roland stand, sprach es wieder aus mir heraus: Und dies ist also der Hognas. Nicht um gewaltsam Zusammenhänge zu suchen, nur der Zufälligkeit wegen erwähne ich, daß es im Juni 1914 war.

*

Um das Jahr 90 in Florenz, zu einer Zeit, wo ich vorübergehend an körperlicher und geistiger Gedrücktheit litt, die mir das Arbeiten

erschwerte, erwachte ich eines Nachts durch eine Stimme von entzückendem Wohlklang, die mir rezitativisch ins Ohr sang:

Fehlt's deinem Lämpchen an Öl?

Es klang wie ein Arielsgesang, halb neckend und zugleich liebevoll aufmunternd, und hallte noch melodisch im Raume nach, als ich schon erwacht war. Eine tiefe Befeligung blieb davon zurück.

Wie kommt es, daß geträumte Musik dem Ohre zauberischer klingt als jede wirkliche, und daß auch diese, durch den Schleier des Schlafes hindurch vernommen, sich zu überirdischem Wohlklang steigert? So drangen einmal in einer südlichen Sommernacht vom Meere herauf die Klänge einer Serenade durch mein offenes Turmfenster und erzeugten die Traumvorstellung, daß ein singender Engelchor mich samt meinem Lager aufhobe und zum Sternengewölbe trüge.

Im Winter 92 während eines zeitweiligen Aufenthalts in München träumte ich einen Alptraum. Ich wollte einen Brief in einen der unbequemen Münchner Briefkasten werfen, aber da ich den Regenschirm und Pakete, die mich belästigten, gegen den Wind halten mußte, konnte ich damit nicht fertig werden. Ich befand mich in einem halbdunklen beklemmenden Torweg. Da beugte sich mit einem Male eine grinsende Teufelsfrage über mich und sagte:

Hauzli, Bauzli,
Gelt, der Kauzli?
Siehst das Schnauzli,
O du Mauzli?

Als ich in wilder Angst erwachte, fand ich, daß mir das federngefüllte Kopfkissen, woran ich nicht gewöhnt war, ins Gesicht hing.

*

Aus der kleinen Wohnung, die ich damals innehatte, verzog ich darauf in eine bekannte Münchner Pension. Dort erhielt ich bei meiner Ankunft am Abend ein tiefes, schlecht gelüftetes Zimmer, das Bett in einem Alkoven ganz am unteren Ende des Raumes. Da ich so nicht atmen konnte, schleppte ich das Bett in der Nacht hervor und öffnete die Scheiben, daß die kalte Nachtluft über mich streichen konnte. Ich lag mit dem Gesicht gegen das Fenster. Nun träumte mir, ich sei in Florenz in der Via Vigna Nuova vor dem Palazzo Rucellai und sähe mit Entzücken um die schöne Fassade himmlische Gestalten in weißen Gewändern schweben. Sie tanzten in den Lüften einen Reigen, indem sie sich durch die Fenster des Oberstocks und an den Pilastern vorüberschlängten. Allmählich löste sich die schwere Masse des Palastes ab und schwand. Die Stirnseite blieb allein stehen, aber körperlos, als bloße Form, die den luftigen Wesen zum Hintergrund diente. Endlich schwand auch die Stirnseite, die Gestalten waren jetzt imstand, auch ohne Anlehnung dort oben zu tanzen, von wunderbarer Lichtglorie bestrahlt. Ich empfand brennende Sehnsucht, mit dabei zu sein; da kam eine der Gestalten mit sausender Schnelle herabgefahren, faßte gewaltsam mein Handgelenk und riß mich in die Höhe, daß ich aufrecht sitzend erwachte. Ich fühlte noch einige Zeit den derben, klammernden Druck und hatte Mühe, mich zu besinnen. Da erkannte ich, daß zu dem offenen Fenster ein eisiger Schneewirbel hereingefahren war. Der Wind sauste, Schneeflocken lagen am Boden. Vielleicht waren es die weißen Gestalten, die ich gesehen hatte. Obwohl ich schnell aufsprang und das Fenster schloß, hatte ich doch am andern Tag eine tüchtige Erkältung mit Ohrenweh weg. Aber wahrscheinlich wäre es ohne den himmlischen Retter, der jedoch, als er den Boden berührte, recht irdisch handfest ausah, viel übler abgegangen.

*

Während desselben Münchner Aufenthalts erwachte ich einmal mit folgendem Vers:

Und staunt ihr, daß sie sein Weib soll sein,
Das Kind mit den Wangen rot,
Voll Kindertorheit und Schelmerein,
Die schaffen ihm manche Not.
Doch er preist zufrieden die Braunaugelein,
Und die Pfirsichwangen der Liebsten sein
Und bleibt ihr treu bis zum Tod.

Auf was für Personen und Vorgänge sich die Verse bezogen, wußte ich im wachen Zustand nicht mehr. Möglicherweise waren sie die Rückerinnerung an einen viel früheren, in Florenz geträumten Traum, den ich leider nicht niederschrieb, der mir darum auch nur noch in dämmernder Gestalt vor der Seele steht:

Ein junger Mann hatte ein entzückendes dreijähriges Mädchen geheiratet, was im Traume nicht auffiel. Ich sah die Kleine im Bette liegen im gestickten Kinderhemdchen, mit einem Häubchen auf dem dunklen Krauskopf, das ihre Frauenwürde andeuten sollte, und Augen, die vor Schelmerei funkelten. Der junge Gatte betete sie mit der Leidenschaft eines Liebhabers und zugleich mit innigen Reinheit eines Vaters an; sie aber war sich ihrer Herrschaft bewußt, gab Befehle, ließ ihn und das ganze Haus am Schnürchen tanzen in einem unendlich drolligen Gemisch von Kindertollheit und Bewußtsein der Hausfrauenrechte, wovor Gatte und Schwiegermutter ratlos standen. Dabei lag ein berückender Liebreiz über dem Kinde, der weit über den Liebreiz der unwiderstehlichsten Frau hinausging, aber die Unmöglichkeit des Zustands war im Traume doch irgendwie von einer ängstlichen Spannung begleitet. Ich ging damals mehrere Tage unter dem Eindruck dieses Traumes umher, der mir so unverwischbar schien wie irgendein starkes waches Erlebnis, weshalb ich ihn leider nicht mit seinen Einzelheiten aufschrieb. Als mir jener Traumvers eingegeben wurde, war er aber schon erloschen. Sollte da wirklich ein Zusammenhang gewesen sein, was ich nicht weiß, so ist

jedenfalls von dem Schmelz und Duft des ersten Traumes nichts in den zweiten übergegangen, und auch die innere Tragik des Problems, daß ein Erwachsener sich in ein Kind verlieben kann, war in dem Traumvers vergessen.

*

Ein paar Jahre später kam ich wieder nach München und stieg in befreundetem Hause ab, um bei drückender Sommerhitze unter mancherlei Mühsal eine Wohnung vor der Stadt zu suchen, die sich lange nicht finden wollte. Da ich schon seit Jahren ein Wanderleben führte, bei dem ich sehr oft in die Lage kam, mich um eine Unterkunft zu mühen, war natürlich dieses Heimatsuchen kein willkommener Zustand. Des Nachts im Traum dauerte die Unruhe fort: ich mußte qualvoll angestrengt weitersuchen. Plötzlich trat Ruhe ein, ich fühlte mich untergebracht, geborgen, ohne zu wissen, wie. Ich empfand nur, daß ich endlich ein eigenes Dach über dem Kopf und eigene Wände um mich hatte und nunmehr einen dauernden Wohnsitz besaß. Da kam eine in München lebende Schwägerin, mich zu besuchen, und blickte sonderbar befangen, als ich ihr meine Wohnung zeigte. Ich suchte ihr die Vorzüge meines Häuschens klarzumachen und führte sie an ein Fenster: Sieh nur die schönen Zypressen, die sind auch noch mein. Aber sie wurde immer verlegener und sagte schließlich nur: Ich möchte doch nicht hier wohnen, es ist keine gute Luft hier. Jetzt kam auch mir ein dumpfer modriger Geruch zum Bewußtsein, ich sah mich genauer um, wo ich eigentlich sei. Da blickten ringsum weiße Säulen und Kreuze durch das Grün: ich fand mich mitten auf dem Friedhof angebaut, mein Häuschen war eine Grabkapelle.

Beim Erwachen sah ich, daß sich das einzige Fenster meines kleinen Zimmers von selbst geschlossen hatte; aus der dumpfen Luft war der Traum entstanden, der mir meine eigenen trüben Gedanken im Bilde vorführte.

*

In den frühen florentinischen Jahren, zu einer Zeit, wo ich mich unter Menschen etwas einsam fühlte, erschien eines Nachts ein tröstlicher Besuch von weither, um mich aufzurichten. Durch die sternhelle südliche Nacht kam ein Marsbewohner herabgeschwebt oder vielmehr geschwommen und bewegte sich so zu meinem offenen Fenster herein. Er konnte nicht stehen, denn er hatte keine Füße, da sein Leib in einen Fischschwanz ausging und überhaupt eine fischartige Bildung hatte. Schön war er nicht nach unsern Begriffen, aber vielleicht nach denen des Mars, denn er zeigte sich sehr zweckmäßig gebaut. Sein Mund erinnerte einigermaßen an eine Kommodenschublade, indem er sehr breit war und herausgezogen werden konnte. Der Marsmensch war unendlich höher, edler und weiser als die Erdebewohner, sein Gespräch beglückte mich tief noch in der Nachwirkung, obgleich ich nichts davon behielt. Er hatte aber leicht gut sein, der Glückliche, er war der irdischen Notdurft nicht unterworfen. Er brauchte nicht zu essen. Seine kleinen, milchweißen Zähne, die er mich sehen ließ, waren hohl und eigentümlich geformt, wie jene Meergebilde, die von den Bewohnern des tyrrhenischen Strandes *mughetti di mare* — Meermaiblümchen — genannt werden; sie hatten die Eigenschaft, sich von Zeit zu Zeit mit einem Saft zu füllen, der, wenn er reif war, sich durch Umklappen der Zähne von selbst in den Schlund ergoß und dadurch den Körper des Marsbewohners ernährte.

Diesen Traum wird man unter die Entlastungsträume zählen dürfen, denn daß ein so edles Wesen teilnehmend in mein Leben blickte, gewährte mir eine tiefe Beruhigung. Ich will bemerken, daß ich von dem bekannten Roman *„Zwischen zwei Welten“*, der von der höheren Weisheit der Marsbewohner erzählt, damals noch nichts wußte; wahrscheinlich war er noch gar nicht geschrieben. Von den hypothetischen Marsbewohnern hatte ich überhaupt um jene Zeit noch kaum sprechen hören.

*

In den neunziger Jahren träumte ich in Florenz, ich sei wieder ganz jung und gehe mit meinem Vater durch den Schloßhof von Tübingen. Er schritt aufrecht und gebietend neben mir, aber wie verdüstert durch eine Häßlichkeit der Menschen. Im Hofe befand sich statt des alten Brunnens, aber mehr in die Mitte gerückt und rings von Stufen umgeben, ein großes ovales Wasserbecken von unergründlicher Tiefe. Ehe ich mich's versah, ging der ernste Mann an meiner Seite auf das Wasser zu, stieg mit einer raschen Bewegung über den Rand und versank in der Tiefe. Ich starrte ihm fassunglos nach und sah noch, wie eine Zeitlang Wasserblasen aufstiegen, bis sich der dunkle Spiegel glättete. Währenddessen erhob sich außerhalb des Hofes ein Lärm, und feindselige Pöbelhaufen, die uns beide suchten, drangen ein. Ich war ratlos. Da tönte des Vaters Stimme dunkel aus der Tiefe: Komm nach. Aber mir graute vor dem schwärzlichen Wasser. Und inmitten der Gefahr überkam mich eine wilde Lustigkeit, daß ich um den Brunnen zu tanzen begann, während das Gesindel herankam. Ich trug ein weißes griechisches Gewand mit offenen hängenden Ärmeln. Und an einem dieser Ärmel hing mit einem Male ein allerliebstes Mädchenkind, ein kleines nie gesehenes Schwesterlein, zu dem ich sogleich eine große Liebe faßte. Aber wie sollte ich uns beide retten? Ich schwang mich beim Tanzen immer höher, indem ich mich mit dem Fuß vom Boden abstieß, und das Kind, an meinem Ärmel hängend, schwang sich mit. Dabei sangen wir beide:

Wir sind die Kinder fein,
Wir wollen tanzen fein,
Tanzen, scherwanzen!

Die Gefahr wurde immer größer. Arme reckten sich nach uns aus, ich gab mir bei jeder Berührung des Bodens einen angestrongeren Stoß, um nach oben zu entkommen, aber sie suchten mich an den hängenden Zipfeln zu packen, mir das Kind wegzureißen. Da

tönte es noch einmal aus dem Wasser: Komm nach! Ich gab mir einen letzten verzweifelten Schwung, riß am Armel das Kind mit in die Höhe und tauchte mit ihm hinab.

Von diesem Traum, den ich gleich am Morgen aufschrieb und meiner Mutter sandte, blieb, solange sie lebte, im Familienkreis das Wort ‚scherwanzen‘ für eine ausgelassene Fröhlichkeit im Gebrauch.

(Ein anderes, zwischen uns geläufiges Traumwort ‚wiliwägen‘, stammte von meinem Vater, der einmal als junger Ehemann im Traum gerufen hatte: Wiliwäz, wiliwäz, du Graule du! Es war von ihm selber angenommen, daß das Wort soviel bedeute wie kämmen oder auf dem Kopf krauen.)

*

In die gleichen Florentiner Jahre fällt ein lieblich ernster Traum:

Ich stieg hinauf in einen Saal mit gläsernen Wänden, der hoch oberhalb der Erde lag. Dort setzte ich mich in die Mitte auf einen Hockerstuhl, die Füße auf einen Schemel gestützt. (So pflegte ich nämlich als Kind zu sitzen, wenn meine Mutter mir die Zöpfe flocht.) Unsichtbare Hände lösten mir die Haare und kämmten mich. Als sie durchfuhren, hatte das Haar die Farbe der ersten Jugend wieder und hing ringsum tief über den Stuhl hinab. Je länger sie kämmten, desto länger wurde das Haar, bis es als ein Goldstrom durch den Saal und die Treppen hinunter floß und sich mit langen Sonnenfäden um die Erde spann. Endlich war es wieder auf dem Scheitel befestigt, ich fand mich in einem weißen durchsichtigen Gewand und hatte eine Schmucknadel auf der Brust, die aus einem einzigen wundervoll verschlungenen Sonnenstrahl gebildet war. Aus einer Tür, zu der zwei Stufen emporführten, kam mir ein befreundeter Künstler entgegen und bat mich, ihm die schöne Nadel zu zeigen. Ich gab sie ihm in die Hand, wo sie sofort ihren Glanz verlor und verbogen und rostig

wurde. Indes bekümmerte mich dies nicht weiter, ich ließ sie ihm, stieg hinauf und befand mich auf der schmalen Vorderseite einer Plattform, von wo ich die Welt in ungeheurer, schwindelnder Tiefe unter mir sah. Aber die Luft wurde mir zu dünn, ich begann nach Atem zu ringen und ging weiter nach hinten, wo die Plattform sich verbreitert fortsetzte. Da glitt mir eine hohe, weiße, ganz durchsichtige Säule entgegen, und ich wußte gleich, daß es mein frühverstorbener jüngster Bruder war. Die Säule umfing mich schirmend und zog mich ganz in sich hinein, daß ich in spinnwebdünnen Schleiern eingesponnen und eingepuppt war und keine Luft mehr brauchte. Es war ein Augenblick vollkommenen Wohlbehagens und inniger Überzeugung, daß mir in Leben und Sterben nichts Böses widerfahren könne. Dann erwachte ich, verwundert, mich noch im Leben zu finden.

*

Ein andermal, es war zu Anfang des Jahrhunderts, befand ich mich im Traume in Rom und ging zwischen zwei Freunden über die Piazza Navona, die aber in nichts der wirklichen Piazza Navona glich, denn sie war unermesslich groß und ganz mit hin- und herflutenden Menschen erfüllt. Ich fühlte mich vom langen Gehen unsäglich müde, daß ich mich kaum noch schleppen konnte. Da sagte der Herr, der mir zur Rechten ging: Das kann ich nicht länger mit ansehen, ich verschaffe Ihnen unter allen Umständen einen Wagen. Augenblicklich verschlang ihn das Gewühl, und ich wußte bestimmt, daß der treue Freund sich alle Mühe geben, aber den Wagen, den ich brauchte, nicht finden würde. Ich ging mit dem Begleiter zur Linken weiter, bis dieser sagte: Dort fährt die Straßenbahn, ich werde sie für Sie anhalten. Er lief blitzschnell voraus, ich sah, wie die Straßenbahn hielt, er sprang auf das Trittbrett, kehrte mir von dort ein völlig unbekanntes Gesicht zu und fuhr als ein fremder Herr von dannen. Bestürzt über die Verwandlung ging ich allein weiter, und plötz-

lich überkam mich's, daß ich ja gar nicht einmal wußte, wo ich wohnte und was ich überhaupt in Rom zu tun hatte. Ich war nun gänzlich ratlos, denn ich wußte auch nicht mehr, wo ich sonst hingehörte. Zum Glück fiel mir nun die Wohnung eines in Rom ansässigen befreundeten Landsmannes ein, den ich aufzusuchen beschloß: Er wird mir doch sagen können, wo ich wohne und weshalb ich hier bin, dachte ich. So setzte ich mich abermals in Bewegung, geriet in eine menschenleere Stadtgegend, unter große, aber verkommene, düstere Paläste. In eins dieser Häuser trat ich schließlich ein, um mich nach dem Wege zu erkundigen. Aber es war kein Türsteher da, überhaupt keine lebende Seele. Ich stieg mehrere Treppen hinauf bis ins oberste Stockwerk, wo ich Stimmen hörte. Da flogen mit Getrach die Türen auf, rohe, verbrecherisch aussehende Kerle brachen mit Föhlen hervor. Ich in Todesangst die Treppe hinunter, das Gefindel brüllend und lachend hinter mir her. Zu ebener Erde fand ich mich plötzlich vor einer Gangtür, an der zu meiner freudigsten Überraschung der Name eines ritterlichen, nie versagenden Freundes angebracht war, der aber in Wirklichkeit gar nicht in Rom, sondern in Florenz wohnte. Ich fiel fast gegen die Tür, riß mit letzter Kraft die Klingel, die bekannte Haushälterin trat heraus, und auf die atemlose Frage: Ist denn Ihr Herr hier? nickte sie bejahend. Ich konnte nur noch sagen: Gott sei Dank! und erwachte mit dem Gefühl, gerettet zu sein. Diesen Traum könnte man zu den wahr sagenden rechnen, denn er deutete unter symbolischer Verhüllung darauf hin, wie sich bei einer bald danach eintretenden Lebenskrise befreundete Personen verhalten würden.

*

Auch von unverhüllten Wahrträumen erlebte ich Beispiele, da ich in einer bestimmten Lebensspanne wiederholt eine nicht voraus-
zusehende Begegnung unmittelbar zuvor mit untrüglicher Sicherheit durch den Traum erfuhr, als ob die Geister einen neutralen

Boden hätten, wo sie ohne das Wissen des Tages Jchs miteinander verkehrten. Ein andermal war ich Zeugin, wie ein soeben geträumter Traum bei andern in Erfüllung ging. Eine alte Dame, die mit ihrem erstgeborenen Sohn zusammenlebte, während sich der Jüngere in einer entlegenen Stadt befand, träumte eines Nachts, daß dieser an seinen Bruder geschrieben habe, er brauche auf der Stelle fünf hundred Mark. Da die Brüder sich sehr liebten und der Jüngere sich häufig in Geldverlegenheit befand, war dieser Fall nichts Außergewöhnliches, die Mutter aber nahm sich die Sache jedesmal zu Herzen, denn es machte ihr Sorgen, daß der eine ihrer Söhne ein so sorgloser Wirtschaftler war. Morgens beim Frühstück erzählte sie in meiner Gegenwart ihren Traum. Gleich darauf brachte die Post eine Karte, der Hausherr las, lächelte und reichte sie seiner Mutter mit den Worten: Du hast dir wieder einmal das Unheil sehr aufgebauscht, er braucht zum Glück nur fünfzig. Die alte Dame hatte die kommende Botschaft richtig gefühlt, aber in ihrer Mutter Sorge, die gern über das Ziel hinauschoß, eine Null hinzugelesen und mußte sich noch lange necken lassen, daß sie sogar im Traum die Zahlen, mit denen sie auf schlechtem Fuße stand, übertreibe.

*

Den Todesfällen in der Familie gingen mehrmals ahnungsvolle oder schreckhafte Träume voraus, die das bange Gefühl von etwas Schwerem, in der Luft Liegendem gaben. So hatte ich im Vorfrühjahr 1904 wenige Wochen vor dem Tode meines ältesten Bruders, als dieser jedoch noch völlig gesund war, in Florenz einen graufigen, mich tief erschütternden Traum. In dem Haus, in dem ich wie in der Jugend mit Mutter und Brüdern zusammenzuwohnen glaubte, war ein Hof, in dessen Mitte sich eine Öffnung im Boden befand von der Länge und der Breite eines Sargs. In dieser Öffnung wogte und brandete fortwährend ein lehmfarbenes Wasser, das zuweilen hoch emporstieg und jedes-

mal einen fürchterlichen Dämon mit heraufhob, der in dieser Wasserluft hauste. Er lag auf dem Rücken, war fahl und lehmfarbig und sah aus wie eine menschliche Leiche. So oft das brodelnde Wasser ihn herauftrieb, mußte ich ihn mit einer langen Stange unter fürchterlicher Anstrengung hinunterstoßen, sonst hätte er ein Opfer verlangt. Warum ich endlich nach heftigem Kampf die Stange wegwarf und fortlief, weiß ich nicht mehr; im Traum war es begründet. Danach irrte ich unter Todesangst in Gängen und Erdgeschossen umher und trat endlich in ein Zimmer, wo der zweite Bruder in einem großen Bette friedlich schlief. Er wachte nicht auf, aber der bloße Anblick seines ruhigen Atmens tröstete mich, ich stieg beruhigt und gestärkt die Treppe zum Oberstock hinauf, wo wir Geschwister uns nun alle beisammen fanden. Plötzlich stand der schreckliche Dämon schwarzgekleidet unter uns und herrschte mich an: Gib mir ein Messer! Um ihn zu hintergehen, reichte ich ihm die Kerze, mit der ich die Treppe heraufgestiegen war, aber diese verwandelte sich in seiner Hand augenblicklich in ein Messer, das er sogleich zückte. Man sah nicht, wem die Bewegung galt, nur dunkel fühlte ich den ältesten Bruder besonders gefährdet. Ich begriff, daß jeder Gegenstand, den Menschenhand dem Dämon reichte, sich in eine todbringende Waffe verwandeln mußte, und vor Entsetzen erwachte ich.

*

Ein anderer Schreckenstraum, der sich jedoch auf mich selber bezog, fiel etwas später. Ich trat in einen Raum zu ebener Erde, wo in Gürtelhöhe vom Boden an einem Waschseil schmale, schlauchartige Gegenstände rötlich durchglänzt hingen. Als ich sie mit Widerwillen aus der Nähe betrachtete, waren es lange rote Zungen. Ich wandte angeekelt den Rücken, da verwandelten sie sich in feurige Schlangen, die sich von hinten auf mich stürzten, und ich erwachte vor Schrecken. Diese Symbolik war fast allzu deutlich.

*

Im Frühjahr 1905, kurz vor dem Tode meines zweiten Bruders, träumte ich, dieser sitze behaglich neben mir im Lehnstuhl. Da trat plötzlich der ältere, vor drei Vierteljahren verstorbene, mit seinen kurzen raschen Bewegungen herein und setzte sich ihm gegenüber. Er sah sehr energisch aus mit dem kühnen, unternehmenden Blick, der ihm eigen war, wenn ihn berufliche Kämpfe in Anspruch nahmen. Er redete dringend auf den jüngeren ein, der dem gleichen ärztlichen Beruf angehörte, und schien ihn zu etwas aufzufordern; ich hörte nicht zu, denn das Erstaunen über seine Gegenwart benahm mich ganz. Ich begriff nur, daß er mit irgend einer Sache beschäftigt war, zu der er den anderen brauchte. Das Bewußtsein, daß er tot sei, war in mir immer lebendig, aber ohne Grausen. Ich hatte bloß ein dringendes Verlangen, etwas über seinen jetzigen Zustand zu erfahren, konnte jedoch nicht sprechen. Mit unendlicher Mühe rief ich ihn endlich beim Namen an und brachte auch die Worte heraus: Wie geht dir's jetzt? Da wandte er sich zu mir herüber, lächelnd wie zu einer ganz kindischen Frage, nahm ein Stückchen Seidepapier, das auf dem Tische lag, und mit den knappen, sachlichen Bewegungen des Arztes tupfte er mir vorsichtig zwei Tränen, die sich gebildet hatten, von den Augen. Dann warf er das Papierchen weg und kehrte sich wieder dem Bruder zu, den er durch seine Worte so beherrschte, daß dieser, obgleich widerwillig, aufstand und mit ihm hinausging.

Ungefähr zehn bis zwölf Tage danach starb auch der Jüngere nach nur dreitägiger akuter Krankheit.

*

Nach dem Empfang der Todesnachricht rief ich nachts vor dem Einschlafen mit stärkstem Nachdruck den Verstorbenen an, sich noch einmal zu zeigen, wenn ihm das möglich sei. Darüber war ich schon eingeschlafen, glaubte aber noch zu wachen. Ich fand mich in einem Raume, der dem großen Saal einer Villa bei

Feltre glich, wo er vor einigen Jahren gewohnt hatte; nur war der Hintergrund tiefer und verlor sich in ein unendliches Dunkel. Aus diesem Dunkel trat jetzt der Verstorbene langsam hervor und kam herangeoglitten; er sah sehr frisch und jung aus, hatte aber einen Ausdruck tiefen, wie reuigen Bedauerns für das Leid, das er den Seinen verursacht hatte. Meine Mutter lehnte im Traum gegen meine Brust, konnte also die Erscheinung nicht sehen, ich streckte beide Arme aus, um ihn vollends heranzuziehen, aber statt uns zu berühren, wich er wieder rückwärts Schritt für Schritt ins Dunkle, immer das Gesicht mit dem Ausdruck liebevollen Bedauerns hergewendet. Bei seinem Verschwinden erwachte ich.

*

Im Februar 1906 in Forte dei Marmi an der tyrrhenischen Küste geträumt:

Ich habe eine Reise vor, bei der mir mein Körper hinderlich ist. Also fahre ich heraus und lasse ihn ganz gleichgültig im Bette liegen. Wie ich dann zufällig wieder daran vorüber muß, bleibe ich doch neugierig stehen und sehe ihn an. Er ist gleich ganz zusammengefallen wie ein leerer Schlauch, bewahrt aber doch noch vollkommen seine Ähnlichkeit. Das ist mir widerlich zu sehen, ich fasse ihn mit zwei Fingern und bringe ihn von seiner eingerutschten Lage wieder in eine gerade, wobei er ganz leicht ist. Dann ergreift mich aber ein plötzliches Grausen. Ich denke: Wenn diese, die hier im Bette liegt, jetzt auf einmal die Augen aufschlagen und mich anblicken würde, so müßte ich völlig an meinem Ich irre werden und in Wahnsinn fallen. Schnell gehe ich weg. Danach finde ich mich mit meiner Mutter und deutschen Freunden aus früherer Zeit auf einer unbekanntem kleinen italienischen Bahnstation neben dem Verschiebgleise stehend. Wir sollen hier den Wagenwechsel abwarten, aber von Ungeduld getrieben, entferne ich mich vom Bahnsteig, wie in allen meinen Reiseträumen,

wo ich dann fast immer den Anschluß verliere. Es ist eine halb ländliche Gegend, abseits vom Meere gelegen. An einer Wegbiegung sticht mir ein Gebüsch vom allerleuchtendsten Buchs in die Augen. Dort wende ich mich hin, aber durch ein Rudel spielender Kinder vertrieben, gehe ich weiter bis an die nächste Ecke, wo gleichfalls Kinder spielen. Sie halten ein gerolltes Tuch an zwei Enden, schlagen damit den Boden und hüpfen darüber wie über einen Strick. Als ich herankomme, laden sie mich während des Schlagens ein, auf das Tuch zu springen. Da ich unendlich leicht bin, gelingt es sofort. Als bald glättet sich das Tuch, das nicht viel größer ist als ein großes Taschentuch, und steigt mit mir in die Höhe. Die Kinder, die es halten, fliegen mit. Sie sehen aus wie die Putten auf dem großen Sizianschen Gemälde, die bei der Himmelfahrt Mariä die tragenden Wolken stützen und schieben. Dieser Traumflug, der erste seit vielen Jahren, ist herrlich und erquickend, ich sehe Länder, Berge, Meere unter mir, und erst der Gedanke, daß meine Mutter noch immer auf der kleinen Station auf mich warte und sehr aufgeregt sein müsse, bringt das Tuch plötzlich zum Sinken. Beim Berühren der Erde erwache ich.

*

Aus dem Winter 1908 (Ende Februar oder Anfang März) stammt folgender Traum:

Ich irre ganz allein auf einer völlig verödeten und vereisten Erde umher. So weit das Auge reicht, ist alles Schnee und Bergletscherung, grenzenlos, ununterbrochen. Eine andere, mir unbekannte Person, deren Geschlecht mir nicht einmal deutlich wird, so fremd blieb sie mir, findet sich hinzu, und wir setzen zusammen die hoffnungslose Wanderung fort, ohne uns aneinander anzuschließen. Wir gleiten steile, tiefverschneite Hänge hinab, wobei wir mit einer Stange steuern.

Ach, sagt die fremde Person, jetzt verschwindet auch noch der Mond.

Ich hebe die Augen und erblicke am fahlen Schneehimmel eine weiße, scheinlose Scheibe und will mich freuen, daß er doch noch da sei, als ein Stück von der Scheibe sich ablöst und wie ein Schneelappen herunterfällt. Gleich zerstäubt auch der Rest der Mondscheibe in weiße Flocken. Die trübe Schneebeleuchtung auf der Erde verändert sich nicht. Es ist die Vereisung des Planeten, was ich erlebe. Ich fühle mich trostlos. Da öffnet sich die Schneewand zu meiner Linken, die Gestalt meiner Mutter erscheint bis zum Gürtel und neigt sich gegen mich heraus. (Sie lebte damals noch, aber im Traum schien es, als wäre sie längst gestorben.) Es war nur ihr Bild in einer tabernakelähnlichen Umrahmung. Ich schrie auf und streckte die Arme nach ihr. Da streckte das Bild gleichfalls die Arme aus und ich erwachte.

*

Im Jahr 1909 oder 10 (in der Aufzeichnung fehlt das Datum) hatte ich wiederum in Forte bei Marmi einen Traum, der sich durch besondere Merkmale auszeichnete:

Ich mache einen Besuch bei Freunden, deren Sommeritz nicht weit von dem meinigen am Strande liegt. Plötzlich fällt mir ein, daß meine Mutter ganz allein im Hause geblieben sei, was ich ihres leidenden Zustandes wegen in Wirklichkeit streng zu vermeiden pflegte. Von Unruhe ergriffen, verabschiede ich mich sogleich. Im Fortgehen wundere ich mich, daß die H.sche Villa auf einmal viel mehr Stufen zum Herabsteigen hat als sonst. Doch halte ich mich damit nicht auf, sondern beginne zu laufen, wobei ich auf dem lockeren Sand nur mit Mühe vorwärts komme.

Plötzlich steht auch noch ein unerwartetes Hindernis in meinem Wege: ein großer weißer palastartiger Marmorbau mit breiten Freitreppen auf drei Seiten, wie aus den nahen Marmorbergen herabgerutscht. Um Zeit zu ersparen, umgehe ich ihn nicht, sondern springe eine Freitreppe hinauf, um durch die andere hinab-

zueilen, aber da verirre ich mich auf einmal in weitläufige, endlose Säulengänge und Hallen. Träume ich denn das? fragte ich mich in der angstvollen Erregung des Vorwärtswollens und und Nichtkönnens. Da bemerke ich, daß in der grellen südlichen Sonne, die auf den Marmor scheint und in die offene Halle hereinfällt, die Säulen dunkle Schlagschatten werfen. Nein, es ist nicht geträumt, sage ich zu mir selber, denn im Traume sieht man ja Licht und Schatten nicht, sondern nur ein aufgelöstes, gleichmäßig verbreitetes Licht.

Plötzlich finde ich mich zu Hause in meinem Bett. Aber die Helligkeit dauert fort, ich kann alle Gegenstände im Zimmer aufs deutlichste wie taghell beleuchtet sehen. Da die Nächte dort am Strand von tiefer Schwärze sind und zudem die Fensterläden gegen Einbruchsfahr fest verschlossen waren, die Tür zur Treppe aber offen stand, dachte ich, blitzschnell zu mir kommend, daß jemand mit Licht auf der Treppe schleichen müsse, ich sprang zur Tür und ein paar Stufen hinunter, bis ich von dem Podest in den unteren Raum blicken konnte. Alles dunkel und leer, und als ich ins Schlafzimmer zurückkam, war's dort gleichfalls stichdunkel. Meine Mutter schlief ruhig im Zimmer nebenan. Da außer ihr und mir keine Seele in dem Häuschen wohnte und auch der Strand in Finsternis lag, konnte die Ursache der Lichterscheinung niemals aufgeklärt werden.¹

¹ Ich dachte — nicht damals, sondern viel später beim Wiederlesen der Traumaufzeichnung — an den Scheinwerfer von Spezia, der dort oft des Nachts auf dem Meere spielt. Allein dieser wurde nie bei geschlossenen Läden im Zimmer wahrgenommen, auch war es kein huschender Schein, was ich sah, sondern ein ruhiges, klares Licht.

Ein befreundeter italienischer Arzt, dem ich gleich des andern Tages den Traum erzählte, hielt es nicht für ausgeschlossen, daß die starke Lichtempfindung, die schon im Traum begonnen hatte, im Hirn selbst entstanden, und das Erwachen nur ein zweiter Traum, mein Aufstehen also ein Nachtwandeln gewesen sei.

Von einem Sehen in tiefer Dunkelheit habe ich am selben Orte ein nicht zu widerlegendes Beispiel erlebt: es liefen mir eines Nachts in einem

besonders mäusereichen Sommer, während ich wach im Bette lag, blitzschnell zwei Mäuse vom Kissen herunter über die Brust. In der tief-schwarzen Nacht fühlte ich nicht nur ihr Huschen, sondern ich sah deutlich mit geschlossenen Augen die grauen schattenhaften Körper, ihre ungleiche Größe und ihre Bewegungen. Nur war in diesem Falle keine Lichtempfindung dabei.